

Deutsches Schrifttum.

Halbmonatsbeilage des „Reichswart“.

Herausgeber: Prof. Adolf Bartels, Weimar.

15. Jahrgang

Nr. 5

1. März 1923

Das System der jüdischen Zerstörung.

Viele Deutsche sehen mit Schrecken, daß unersetzliche sittliche Werte in unserm Volksleben zugrunde gegangen sind, das jüdische System aber, durch das sie vernichtet wurden, ist in seiner raffinierten Zweckmäßigkeit noch viel zu wenig erkannt. Es liest so mancher ein Blatt, in dem die Reime der Zerstörung vorhanden sind, ohne zu überblicken, was er vor sich hat und ohne zu ahnen, daß seine eigene Seele bereits vom Feind in Angriff genommen wurde.

Wenn das System der Zerstörung in gut bürgerliche Häuser einzudringen wünscht, maskiert es sich und nimmt freundliche Umgangsformen an. Es führt das Gift mit sich, aber es wird von einer schimmernden Phiole umschlossen, so daß man über die ästhetische Form den Inhalt vergißt. Es bringt die eiskalte Ratter, aber sie ruht auf dem Grunde eines gefälligen Blumenkörbchens und züngelt aus den Blüten nur gelegentlich graziös hervor.

Handelt es sich um ein Haus, das im politischen Widerspruch verbittert wurde oder im geschäftlichen Eigennutz verödete, tritt das System um einige Grade unerschrockener auf. Gewisse Rücksichten werden noch gewahrt, um die Bewohner des Hauses nicht stutzig zu machen, aber die Angriffe auf die nationalen und sittlichen Werte werden dreister und verschmähen die literarische Form. Geht es aber vom Bürgertum in die Arbeiterschaft hinein, werden die Anwürfe im Inhalt zynisch, in der Sprache klobig, und sind wir erst in der kommunistischen Presse, heult die offene Lästerung ihren Irrsinn durch die Welt.

Zwischen der kultivierten Form auf der äußersten Rechten und den häßlichen Worten auf der äußersten Linken besteht aber eine eisenfeste Zusammenarbeit, so daß eins immer dem andern dient. Die kultivierte Sprache ist vorhanden, wo sie nötig ist, sie fällt weg, wo sie nur hinderlich wäre, und der giftige Kern ist immer der gleiche. Die äußerste Rechte und die äußerste Linke gleichen innerhalb des jüdischen Systems Truppenteilen, die zwar in verschiedenen Geländen vorwärts dringen, die aber zu einer Armee gehören und die Fühlung untereinander nie verlieren. Das System ist umso gefährlicher, als es nicht nur Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, sondern alle Gebiete des künstlerischen Lebens umfaßt, so daß es im Theater, in den Überbrettkün, im gewöhnlichen Lintel-Tangel, in den Witzblättern, in den Kinos usw. ganz nach den gleichen Grundfäden verfährt. . . .

Die Tragik der Deutschen ist nun, daß sie vor den roheren Formen zwar erschrecken, die feineren aber nicht zu durchschauen wissen, und so ist es am Ende angebracht, an einem geradezu klassischen Beispiel die feinere Methode der jüdischen Vergiftung aufzudecken. Ein Leser ist so freundlich, mir die folgenden Aphorismen zum Weihnachtsfest zu senden, die er im „Berliner Tageblatt“ gefunden hat:

„Stille Nacht,“ flüsterte er und schenkte seinem kleinen Jungen eine Blochtrumpete.

Als in den Lüften die Engelchöre eine große Freude verkündeten, sagte an der Krippe der Esel zum Ochsen: „Ich bin so seltsam bewegt, gewiß schenkt mir heute einer Disteln.“

Er bekam von ihr so viele schöne Geschenke, daß er tags darauf Bitte ansagte.

Dem armen Waisenkind wurde wirklich prachtvolles Baumwollzeug zu Hemden bescheert; mit einem bunten Bändchen war das Paket zusammengebunden. Das arme Waisenkind war so herzlich dankbar für das bunte Bändchen.

Jene Familie wirkte selbst wie ein weitverzweigter prächtiger Weihnachtsbaum: sehr viel Schmuck und keine Wurzeln.

„Bist du das Glück?“ jauchzte das Kind vom Glanz des Lichterbaums geblendet.
„Ich scheine!“ sagte der diplomatische Lichterbaum.

Es duftete nach Tannennadeln und Sentimentalität. Wie in einem deutschen Wald, der plötzlich seekrank geworden wäre.

„So sehen die Friedensfeste immer aus,“ sagte der Weihnachtskarpfen, als er abgestochen wurde.

Es waren Stunden der Weihe. Am Ende spielte sie nochmals den feierlichen Weihnachtschoral. Er nahm vorsichtshalber etwas Speisefoda.

Wer die literarisch gut geformten Anmerkungen so obenhin durchliest, wird manches Ansprechende darin finden. Die graue Nützlichkeitmoral, die Waisenkindern gegenüber so oft in Anwendung kommt, ist in ihrer unklindlichen Art mit wenigen Worten vortrefflich abgefertigt, und die philosophische Resignation des Weihnachtskarpfens ist hübsch. Die Einsendung unseres Lesers enthielt noch fünf Anmerkungen, die ich aus Raumgründen weglasse. Sie waren dem sachlichen Inhalt nach harmlos, der literarischen Form nach ohne Schliff und sollten lediglich den Blumenkorb ausfüllen, in dem die Ratter lag.

Die Anmerkung, in der das Kind den Lichterbaum fragt, ob er das Glück sei, ist sehr anschaulich gesehen, und die epigrammatische Zuspitzung ist vortrefflich. Der philosophische Inhalt ist schillernd und zweideutig, wie das versteckte Auge eines unredlichen Menschen. Nimmt man den Vorgang buchstäblich, ist der Inhalt unanfechtbar, da ja der materielle Glanz des Weihnachtsbaums, wie jeder irdische Glanz in der Tat nur ein scheinbares Glück ist. Nimmt man den Weihnachtsbaum aber als Symbol (und das tut das Gefühl eines deutschen Lesers unbewußt und ohne weiteres), so ist eben das als Schein und Lüge bezeichnet, was die einzige Wahrheit im Leben ist, und nach dem ganzen Zusammenhang der Anmerkungen unterliegt es keinem Zweifel, daß der Verfasser dies aussprechen wollte.

Die vorausgehende Anmerkung ist von ganz der gleichen Art. Faßt man sie buchstäblich auf, enthält sie einen Hieb gegen

die Familie, die den Baum umsteht, und die Anmerkung: „Sehr viel Schmuck und keine Wurzeln“, ist in Bezug auf den buchstäblichen Baum richtig und unverfänglich. Kein Mensch saßt aber den Weihnachtsbaum buchstäblich auf, jeder sieht in ihm vielmehr ein Symbol des Christentums, und dann sticht ein häßlicher Hohn hindurch. Beide Anmerkungen beweisen, wie man den Vipernstich seines Hasses anbringen kann, ohne auf den Schutz einer sophistischen Ausrede zu verzichten, und eben diese Zweideutigkeit ist mir so widerwärtig. Wenn das Christentum von einem ehrlichen Menschen in einem ehrlichen Geist kritisiert wird, darf man nichts dagegen einwenden wollen, denn es unterliegt der Kritik und verträgt sie so ganz ausgezeichnet. Dieses Hineinstreuen giftiger Reime in einen unverfänglichen buchstäblichen Zusammenhang gleicht aber der Gerissenheit eines Winkeladvokaten, der seinen Gegner mit niedrigem Haß zu treffen sucht, während er seine eigene Person im Fall einer bedrohlichen Wendung hinter einer buchstäblichen Auffassung der Gesetzesparagrafen in Sicherheit bringt.

In der zweiten Anmerkung tritt die Infamie sachlich unverhüllt auf, aber immer noch in so vorsichtigen bildlichen Formen, daß man leicht über sie hinwegliest. Was gesagt ist, ist nichts anderes, als daß die Botschaft von der Geburt des Heilands eine Distel ist, die frohbewegten Eseln zur Lieblingspeise dient, das aber ist eine Beschimpfung und keine Kritik. Nachdem der Verfasser auf diese Weise durch die verschiedenen Anmerkungen die Seele des Lesers genügend vorbereitet hat, wirft er zum Schluß die Maske ab und wird deutlich. Er spricht von einem deutschen Wald, der seelkrank geworden wäre, was selbstverständlich sprachlich ein Unsinn ist, da man sich plastisch bei dem Bild nichts vorstellen kann. Er will aber den widerlichen Vorgang des Erbrechens in die Nähe der Weihnachtsempfindung bringen, und das gelingt ihm ja ausgezeichnet. Einen letzten Rest von Vorsicht wendet er nur insofern an, als er von „Sentimentalität“ spricht, so daß er sein Übelwerden zur Not auf übertriebene Empfindsamkeit zurückführen könnte. In der Schlusszene endlich nimmt der Hausherr Speisesoda, um nicht in die Stunden der Weihe und den feierlichen Weihnachtschoral hinein zu rülpfen. Greift man den Verfasser wegen dieser Steile an, wird er sagen, daß er nur eine bestimmte Form der Feier bei bestimmten Zeiten habe treffen wollen. Der Angriff ist aber nicht individuell bedingt, sondern allgemein gehalten, und das widerwärtige Bild beweist, daß es ihm nicht auf bittere soziale Kritik ankam, sondern daß er am Beschmutzen seine Freude hatte.

Wer die Anmerkungen mit einigem Nachdenken liest, hat ein klassisches Beispiel der Methode, die überall da angewandt wird, wo im Zerstoren, im Begeistern, im Besudeln noch eine gewisse Vorsicht geboten ist. Über die Gefährlichkeit gerade dieser feineren Methode spricht sich der Einsender der Anmerkungen in einigen Sätzen aus, die wir selber auch nicht besser formen könnten, und die darum, zusammen mit einem Ausdruck des Dankes, diese Zeilen beschließen mögen; „Ich glaube in derartigen Veröffentlichungen ein System sehen zu sollen, und zwar das systematische Bestreben, den leider nicht mehr umfangreichen Rest deutschen Denkens, deutschen Empfindens und reinen Gefühlslebens bei möglichst vielen deutschen Volksgenossen langsam, aber umso sicherer zu untergraben. Nicht der einzelne Wucherer und Schieber vermag der Gesundheit des deutschen Volkstörpers zu schaden, wohl aber diese schleichende Infektion, die mittels Millionen von scheinbar harmlosen Bazillen ihn befällt und immer wieder an seinen schwächsten Stellen angreift, nämlich an seiner Gutgläubigkeit und dem falsch verstandenen Objektivismus, der uns Deutschen auch in der Frage der Kriegsschuld in so hohem Maße zum Fluch zu werden droht.“

Erich Schlaikjer.

Vorbildliche Heimatkulturarbeit

Es ist kein Zweifel, daß die Heimat heute wieder mehr im deutschen Leben bedeutet als in der hinter uns liegenden Periode, und es ist das auch kein Wunder: der im gegenwärtigen Deutschen Reiche noch stärker als im alten gewordenen, vor allem vom Parteibeamtentum getragenen Schablonisierung gegenüber muß sich das Besondere durchsetzen, und das ist eben die natürliche deutsche Heimat, die von umso größerer Wichtigkeit für unser Volksleben ist, als die starken, freien Geister dem deutschen Volke zur Zeit in der Hauptsache fehlen und so naturgemäß das tüchtige an den Boden Gebundene in den Vordergrund tritt. Ich wußte sehr wohl, was ich tat, als ich vor nun bald einem Menschenalter kräftig für die Heimatkunst eintrat, und die Juden wußten auch sehr wohl, weshalb sie sie bekämpften: Gelingt die Loslösung des größten Teiles des deutschen Volkes von dem vor allem in Berlin verkörperten falschen Kulturbetrieb, gewöhnen sich unsere Politiker und geistigen Arbeiter wieder daran, zuerst einmal fest auf dem Boden der Heimat zu stehen und für die Heimat zu schaffen, so ist die Vorbedingung für die Gesundung des deutschen Volkes gegeben und die offene oder verkappte Judenherrschaft kann nicht mehr bestehen, zumal das Judentum nicht das geringste Verständnis für unsere gesamten deutschen „Imponderabilien“ hat. Fritz Halbach hat in einer früheren Nummer dieser Zeitschrift die Pflege der Mundart als notwendige Grundlage der völkischen Erneuerung bezeichnet; das ist vielleicht ein bisschen „eng“ ausgedrückt, aber es ist ganz sicher, daß er dasselbe meint, wie ich: alles Deutsche muß wieder bodenständig werden, wir müssen so gut von dem offen internationalen Margismus wie von der angeblich nationalen liberalen Verwaschenheit, von der ungoethischen (rein sensationellen) Weltliteratur wie von der jüdischen Berlinerei los — nur dann können wir wieder rechte Deutsche werden.

Wie gesagt, man merkt es bereits, daß die Heimat wieder mehr zu bedeuten anfängt, und ich bin sehr froh darüber, daß es sich vor allem auch in meiner engeren Heimat Schleswig-Holstein (die weitere ist Niedersachsen) und der engsten Dithmarschen zu regen beginnt. In dieser letzteren oder richtiger für diese letztere ist am Schlusse des vorigen Jahres ein Heimatbuch „Dithmarschen“, herausgegeben von Dr. Ernst Sauermann, Direktor des Thaulow-Museums in Kiel, erschienen (Paul Hartung Verlag, Hamburg, Kiel, Flensburg), das zugleich einen Jahrgang eines schleswig-holsteinischen Kalenders großen Stils darstellt, also wahrscheinlich noch zahlreiche, für andere schleswig-holsteinische Landschaften bestimmte Nachfolge finden wird — ich kann nicht anders sagen, als daß mir das Werk, das einen stattlichen Umfang und zahlreiche Bilder hat, wirklich imponierte und daß ich jeder deutschen Heimat so etwas wünschte. Sicherlich, es gibt schon recht viele gute deutsche Heimatbücher, aber ein Ländchen wie Dithmarschen, das nur 24 Quadratmeilen Umfang und 80—90000 Einwohner (freilich eine große Geschichte) hat, ist doch noch kaum der Ehre einer so eingehenden Darstellung teilhaftig geworden, und man darf die beiden Dithmarscher Kreistage beglückwünschen, daß sie (wie ich annehme) die Mittel zur Herstellung des Buches bewilligt haben. — Der erste Teil bringt Bilder aus Dithmarschen von Johannes Holz, Flensburg, die zwar zum Teil expressionistisch übertrieben (beispielsweise ist die Kirche meines Heimatortes Wesselburen gehörig „geduckt“ worden), aber doch künstlerisch wertvoll sind. Dann folgen im zweiten Teil 21 literarische Beiträge, durchweg von Autoritäten, die sich über alle möglichen geographisch und kulturhistorisch wichtigen Gegenstände, über die Vor- und die eigentliche Geschichte des Landes, über die Landschaft selbst, ihre agrarwissenschaftliche Entwicklung, über Technik und Industrie, über Familienkunde und selbstverständlich auch über Literatur und Kunst verbreiten und fast alle

außerordentlich reich und gut illustriert sind. Ganz besondere Freude hat mir der Aufsatz von Oskar Schwindraheim, „Dithmarscher Wandereindrücke“ gemacht, der das Eigenartige an Dithmarscher Geest und Marsch so deutlich wie noch nie herausbringt und auch mit 16 charakteristischen Abbildungen nach Federzeichnungen des Verfassers geziert ist. In dem Aufsatz „Dithmarscher“ stört mich das Lob Frenssens etwas, den ich für keinen richtigen Dithmarscher halte, ob er auch alle Dithmarscher, die Franz heißen, als seine Ahnen in Anspruch nimmt. Aber da wird die Ausgleichung von selber kommen, die Dithmarscher Bauern haben noch Instinkt genug, nicht auf Frenssens Scheinkunst hineinzufallen. — Außerordentlich wertvoll ist dann noch der dritte Teil: Bilderanhang, 24 Denkmäler aus dem alten Dithmarschen, die vor allem die Höhe der alten Holzschnitzkunst, aber auch die typischen Bauernhöfe, Gerätschaften, Kleidung usw. vorführen — man erkennt hier deutlich, was die Kultur eines alten freien Bauernstammes bedeutet. Nicht alle deutschen Landschaften können ein solches Buch ergeben, auch ist natürlich nicht anzunehmen, daß das große Alte das große Neue ohne weiteres wiederum erzeugt, aber die innere Festigkeit, die den meisten Deutschen heute fehlt, ist durch das Einleben in die Heimat, ihre Geschichte und ihr Wesen wohl wieder zu gewinnen, und wenn die erst einmal da ist, werden wir am Ende mit unsern schlimmsten Gegnern draußen und drinnen noch fertig werden.

Nicht bloß die Dithmarscher aber, auch die anderen Schleswig-Holsteiner halten wieder mehr auf ihre Heimat — Zeugnis des ist das literarische Jahrbuch für Schleswig-Holstein „Die Truhe“, herausgegeben von Christian Tränkner, die eben im zweiten Jahrgange hervorgetreten ist. „Wir müssen zu neuen Zielen“, schreibt Tränkner als Vorwort des ersten, „Deutschland zur Wiedergeburt seines Volkstums, Schleswig-Holstein zur Neubelebung seines Stammestums, und beides ist für uns eins. Dazu muß die Dichtung der Gegenwart mithelfen, dazu auch dies Jahrbuch. Schleswig-Holstein soll darin zu spüren sein, nicht zuerst in Stoff und Mundart, als vielmehr in Geist und Gehalt. Erdfestes Wurzeln in Boden und Stamm, Durchbraussein von der elementaren Macht des Meeres, herbe und schwere Innerlichkeit: dies unser Grundwesen soll Stil unserer Dichtung bleiben und immer mehr werden. Darüber hinaus muß sie, womöglich stärker als bisher, deutsche Art ausdrücken, die größere Kraft, Tiefe und Weite des germanisch-deutschen Volkstums, und sich in jene Höhen erheben, wo das Leben ins Unendliche und Ewige mündet. Einheit des Heimatlichen und Deutschen und Ewigen: das ist unser Ziel. Das Alte und Gute bewahrt, das werdende gefördert: das ist unsere Aufgabe.“ Im ganzen halten beide Jahrgänge, was hier versprochen wird, Dichtungen und Prosaaufsätze tragen gleichmäßig zum Einleben in das Allerbeste von Heimat und Volkstum bei. Da ist im ersten Jahrgange eine Übersetzung der alten Bordesholmer Marienklage, da sind Volksballaden aus dem mittelalterlichen Schleswig und plattdeutsche Volksmärchen, da sind Friedrich Leopold von Stolberg und Friedrich Hebbel mit bezeichnenden Gedichten, aber auch alle Jüngeren und Jüngsten bis zu Hermann Claudius, Hans Friedrich Blund und Hans Groß sind vertreten, nicht immer mit Neuem, auch mit schon Gedrucktem, aber allezeit mit Gutem. Die „Zweite Truhe“ (Julius Bergas Verlag, Schleswig) bringt einen großen Aufsatz über mich, der ich 1922 sechzig Jahre alt wurde, von Christian Boeck, und einen über Frenssen, der 1923 sechzig Jahre alt wird, von E. Jürgensen, dann diesmal vieles „Von niederdeutscher Sprache und Art“ (Klaus Groth, Liliencron, Tränkner selbst usw.), manches über das Drama, aber auch, wie der erste Jahrgang, „Volksgold“ — Wilhelm Lobsien, Ludwig Frahm, Fritz Bau, Hermann Claudius, Rudolf Paussen, Hans Friedrich Blund sind die andern Mitarbeiter, und auch eine Anzahl neuer Namen taucht auf. Dabei ist der Charakter des

Jahrbuchs aber nicht rein literarisch, Heimat und Volkstum sind ausschlaggebend, und so muß es auch bleiben und überall werden. Hoffentlich bringt Tränkner sein vorbildliches Werk durch die schwere Zeit hindurch. Adolf Bartels.

Neue Bücher

Rudolf Heubner. Die Flamberts. Roman (E. Staackmann Verlag, Leipzig 1922). Dieses letzte Buch des bekannten Erzählers ist dank des darin behandelten, für unsere Zeit besonders wichtigen Problems „Familie oder Individuum?“ mehr als Unterhaltungsroman. Die Frage lautet hier: „Familie oder Individuum?“. Sie wird ja gerade in der Gegenwart mit Vorliebe, wie die Frage: „Staat oder Individuum?“, zu Gunsten des Individuums beantwortet. Da ist es wichtig, daß der deutsche Schriftsteller sie scharf beleuchtet und sein entscheidendes Wort in die Waagschale wirft. Der künstlerische Gestalter läuft selten Gefahr, einseitig zu sein, denn zu seinem Wesen gehört Gerechtigkeit. Mit dieser hat auch Heubner das Problem behandelt und seine Romanfiguren gestaltet. Eine große bürgerliche, altangesehene Familie Ost-Mitteldeutschlands, deren Mitglieder, ähnlich wie es aristokratische Familien tun, durch regelmäßige Familientage äußerlich und innerlich zusammengehalten werden, steht in der Veranlagung und Lebenshaltung eines ihrer jüngeren Mitglieder, des Privatgelehrten Günter Flambert Gefahr für den Bestand und Ruf der Familie heraufzudrohnen. Basen, Bettern, Onkels und Tanten trauen ihm und seiner Lebenskraft nicht recht. Noch weniger als ihm traut man seiner jungen Frau, Babette, die er sich, ohne die engere und weitere Familie befragt zu haben, zur Lebensgefährtin erwählt hat. Der Roman mildert nun den Kampf um das individuelle freie Lebensrecht der jungen starkwilligen Frau gegen die Familie ihres Mannes, deren Haß sie sich am ersten Tage der Ehe, völlig grundlos, zugezogen hat. Sie hat den schweren Kampf, der ja in erster Linie gegen blinde Vorurteile geht, neben einem Manne zu führen, der im wesentlichen, im Gegensatz zu ihr, eine passive Natur ist, aber dadurch, daß er beide Rechte, das der Frau und das der Familie in ihren letzten Grundätzen anerkennt, schließlich einen gewissen Ausgleich und eine endliche Versöhnung bewirkt. Die Heldin ist Babette, die nicht müde wird, ihre Individualität, die durchaus gesund, nicht extravagant ist, gegen die derbsten und eigenwilligsten alten Familienhäupter, einen knorrigen, bärbeißigen Forstmeister, einen fühlen, vorurteilsvollen Geheimrat, einen pedantischen Rektor, einen alten Oberst u. a. zu verteidigen. Die meisten Gegner sind im konventionellen Dogma, das mit lebendiger Anschauung nichts mehr gemein hat, befangen und sehen nicht, daß Günter und Babette an sich gegen den Wert „Familie“ keineswegs ankämpfen, sondern im Gegenteil „von innen heraus“ die große Individualität der Familie, die vielleicht das Heil der Zukunft ist, erneuern, befestigen wollen, indem sie sich als Einzelglieder innerlich selbständig, lebendig und tatkräftig erhalten. Nur gegen die Bergewaltigung durch die erstarrte, alles Sonderleben fesselnde Gemeinschaft kämpfen sie an. Das junge Paar findet endlich einen Bundesgenossen in dem gesunden und vernünftigen alten Oberst, der sich dank seiner „Natur“ mit gutem Willen zum Verstehen der Beiden durchringt. Bis auf die anspruchlosesten Epifodenfiguren ist bei Rudolf Heubner alles auf feinsten Lebens- und Menschenkenntnis beruhende Darstellung. Das im Aufbau architektonisch geschickte und wirkungsvolle Buch bringt Szenen von gut gesteigerten Dialogen. Die Personen reden individuell, sind eben mit psychologischen Kennernaugen geschaut. Das gilt nicht zuletzt von der zweitwichtigen Frauengestalt, Josephine, die ihr Leben und Lieben dem Familien-Dogma geopfert hat und Babette erst am gründlichsten haßt, um sie später, tief verstehend, liebezugewinnen. — Der Roman Heubners ist als notwendiger deutscher Zeitroman anzusprechen, der alle von wertvoller Unterhaltungsliteratur zu erwartenden Qualitäten birgt. Wer zwischen Elbstrom und Röhnhbergen zu Hause ist, wird das Werk, das treue Milieuschilderung gibt, noch doppelt lieb gewinnen. S. 3.

Jakob Schaffner: Johannes, Roman einer Jugend, 2 Bände (Union, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Dieser Roman von dem Schweizer Jakob Schaffner ist zweifellos eine der bedeutendsten Erscheinungen der letzten Zeit und wird dauern. Wie fast alle wertvollen deutschen Romane aus den letzten Jahrzehnten, ist er biographisch, autobiographisch. Jetzt die Reihe der trefflichen Werke fort, die mit Jung-Stillings „Lebensgeschichte“ beginnt, ja, er ist vielleicht mit diesem wegbahnenden Werke am ersten zu vergleichen, da auch er in frommen Kreisen spielt. Schaffner hat schon früher autobiographische Romane gegeben, so den nach Paris führenden Handwerksburschenroman „Konrad Bilater“, den ich auch ziemlich hoch einschätze; dieser „Johannes“, kommt meines Erachtens noch über ihn hinaus, weil er weniger wechselnde Schicksale als das äußere und innere Gesamtleben eines Knaben vom Beginn der Erinnerung an allseitig vor uns hinstellt, im ganzen reiner Darstellung beflissen, aber doch nicht ganz ohne einen kritischen Zug, der aus der Natur des Knaben ebensowohl wie der Zeit erwächst. Der oberflächliche Beurteiler wird auf diesen Zug das Hauptgewicht legen, er wird behaupten, daß das Buch eine vernichtende Kritik der Jugenderziehung in einer pietistisch geleiteten Anstalt sei

aber das ist es keineswegs: Je länger der Knabe in der Anstalt Demutt verweilt, desto mehr verwächst er mit ihr, und zum Schluß erscheint die Entwicklung, die er durchgemacht hat, geradezu organisch. Das schließt natürlich nicht aus, daß sehr vieles, was zur Darstellung gelangt, abschreckend wirkt. Diese Frommen sind auch Menschen, und es haben sich allerlei böse Elemente unter die Aufseher und Brüder eingeschlichen. Ihnen stehen aber wieder auch ernste und tiefe Naturen gegenüber, und der gute und kluge ältere Johannes, der Bruder des Anstaltsleiters, ist sicherlich eine der sympathischsten Gestalten, die uns der deutsche Roman in der letzten Zeit bescheert hat. Dagegen wirkt der „Vater“ der Anstalt, der gelähmt und religiöser Eiferer ist, zunächst fast abschreckend, bis man dann erkennt, daß er eine tragische Gestalt ist, unter seiner Religion nur leidet. Das wechselnde Verhältnis des Knaben zu ihm ist der psychologisch interessanteste Teil des Buches. Aber wir erhalten in ihm noch außerordentlich viel mehr, wir lernen außer dem Helden auch noch zahlreiche andere Knaben und Mädchen der Anstalt kennen, und außer bösen und ernsten gibt es auch liebliche, poesievolle Episoden, wie die Marie Claudepierre betitelt. Dazu wird auch die Gegend, das an Basel grenzende südliche Baden anschaulich und auch ihr Volkstum, da Johannes seine erste Kindheit nicht in der Anstalt, sondern bei einem katholischen Großvater verbringt und mancherlei Bezüge zu diesem und einer unruhigen Mutter das ganze Werk hindurch bleiben. Auch der größere Hintergrund fehlt nicht: Es tauchen führende Gestalten der streng religiösen Bewegung auf, und die Geschehnisse im Reich werden nicht ganz verschwiegen. Dabei fehlt doch die Tendenz, das Wichtigste bleibt immer die Darstellung der seelischen Vorgänge in dem Knaben, die ganz außerordentlich eingehend ist und doch nie den Eindruck des Gefuchtes und Konstruierens macht — deutsche Knaben dieser Art, mit starker Begabung, aber auch einer gewissen seelischen Unbeholfenheit und ohne festen Willen sind nicht selten. Außer an Jung-Stillings „Lebensgeschichte“ erinnert der Roman in gewisser Beziehung noch an Kellers „Grünen Heinrich“. Aber er ist detaillierter und der Wirklichkeit um mehrere Schritte näher. Hoffentlich kommt er zu seinem Recht. H. B.

Rudolf Paulsen. Im Schnee der Zeit. Gedichte (Charon-Verlag Berlin-Lichterfelde 1922). Paulsen ist, wie alle Charondichter, ein Dichter-Sonderling, aber einer von den erfreulichen, wie man sie heute im Zeitalter der Abfurdrität nicht mehr gewöhnt ist. Das Meiste bei ihm ist eigenartig, aber nie gewaltsam eigenartig und alles, ich glaube mich nicht zu täuschen, Natur. Weil aber sein Wesen, das von Mensch und Dichter, so natürlich ist, scheut er auch, in seiner ungezwungenen Art, nicht vor Ausdrücken zurück, die der poetischen Konvention und Tradition nicht immer entsprechen, wenn sie auch nichts mit den größtenteils unverantwortlichen Gebilden der futuristischen Jüngsten gemein haben. Paulsen sagt sich aber: jetzt muß ich beim Leser die Vorstellung dieses und dieses Begriffsinhaltes und Bildes erwecken, also benutze ich das die Sache am nächsten treffende Wort — aus Sachlichkeit —, und wenn es auch einmal ein „unpoetisches“ Fremdwort oder Lehnwort ist. Auf den Klang kommt es ja garnicht immer an. Wenn der philosophische Gedanke (der bei Paulsen oft Gegenstand der Dichtung ist) nur klar herauskommt, ist ein „Mißklang“ als Durchgang zur Auffassung wohl gestattet. Das Meiste ist, wenn nicht philosophische, doch Gedanken-Lyrik, aber ohne zu großen Reflexionsballast. Paulsen zeigt ein inulges Verstehen von Natur und Menschen, Natur am Morgen und Abend, Menschen in Kindheit und Alter. Über dem Ganzen liegt, wie grau lastende Wolke, wohl Resignation; doch ist sie undicht und auch der Sonnenstrahl kommt zu Recht und Wirkung. Wohlthuend vor allem: die schneereine Auffassung des Lebens, die überall spürbar ist und erfrischt. Die Stücke der Liebeslyrik entstammen selbstredend vollreifer Männlichkeit. Die reinen Naturstücke haben intensiv-farbige Lichter, dufende Atmosphäre. Im malerischen Sinne zauberhaft schön ist das Gedicht „Wolken und Wellen“. Da der Dichter vor allem der Resignation zuneigt, gelingt ihm wohl auch die dieser Grundstimmung entsprechende Lyrik am reinsten. So ist „Abends“ ein Gedicht, wie es früher einem deutschen Dichter ab und zu gelang, heute nahezu keinem mehr. Storm hätte seine Freude daran gehabt. Hier ist echte, „spezifische“ Lyrik, die unmittelbar kommt und unmittelbar paßt. Dabei größte Schlichtheit der Form! Nicht so leicht befreundet man sich mit einer zuweilen etwas ausdringlich wirkenden Überfülle von Wortkombinationen zwei-, drei-, ja vierfacher Art: ebenso wenig mit einer ungünstig wirkenden Reimhäufung in einigen Versen. Die Sammlung hat, wie eigentlich jede, Stücke, die nicht recht behagen wollen. Aber warum soll der Kritiker nicht ruhig zugeben, daß er nicht allem gegenüber die richtige Einstellung, die nötige innere Disposition haben kann. Jedenfalls ist der Band Rudolf Paulsens einmal wieder, im Ganzen genommen, als ein Plus zur neuen deutschen Lyrik zu verzeichnen. H. S. B.

Adolf Bartels: Der völkische Gedanke. Ein Wegweiser (Fritz Fink Verlag, Weimar). Diese 4 Bogen umfassende Schrift habe ich geschrieben, um über den völkischen Gedanken etwas mehr Klarheit zu verbreiten. Ich gebe zunächst eine geschichtliche Entwicklung, wie er sich unter dem Napoleonischen Druck bei Fichte, Arndt und Jahn ausgebildet, dann auch den sozialen Gedanken in sich aufgenommen und in neuerer Zeit in Treitschke, Lagarde und auch in als Nationalisten verkörpertem Männern wie Stöcker Vertreter gehabt. Bismarcks Verhältnis zu ihm wird auch erläutert. Dann suche ich den Gedanken

begrifflich festzulegen und knüpfe endlich mein Urteil über die heutige Zeit und meine Hoffnungen für die Zukunft an ihn an. Die Schrift ist bestimmt, aber ruhig gehalten. H. B.

Aus Zeitschriften und Zeitungen

Eine Kritik der Briefe Fürst Otto von Bismarcks an seinen Sohn Wilhelm. Herausgegeben von Wolfgang Windelband (Verlag für Politik und Wirtschaft Berlin 1922). Es ist eine herrliche Sache, wenn „Die Literarische Rundschau“ des „Berliner Tageblatt“ (unter Fritz Engels Leitung) an echt deutsche Dokumente kritisch herangeht. Sie läßt sich folgendermaßen vernehmen: „Es scheint die Gefahr zu drohen, daß wir in eine Bismarck-Philologie geraten, wie es eine Goethe-Philologie gegeben hat, die sorgfältig darüber gewacht hat, daß über Goethe nichts mehr gedacht, sondern nur weiteres ausgefunden werde. Diese Briefe Bismarcks an seinen Lieblingssohn sind unbedeutend. Sie sind so unbedeutend, daß sie den Maßstab verschieben könnten, an dem Bismarcks Briefe gemessen werden müssen. Das größte bleiben doch eben seine politischen Briefe zwischen 1840 und 1860.“ Ohne zunächst auf die Sache einzugehen, ganz grundsätzlich gesprochen, ist das der richtige jüdische Kohl. Und hätte ich die Briefe nie gelesen, ich würde diesem überheblichen Kritiker sehr entschieden und wieder nur ganz grundsätzlich sagen, daß Briefe Bismarcks, welcher Art sie immer sein mögen, vor allem aber Briefe an eines seiner Kinder, gar nicht unbedeutend sein können. Das will natürlich in ein Judenhirn nicht hinein. Weil das nichts von menschlicher, geschweige denn von Genie-Größe ahnt. Weil es nur Großes und Bedeutendes in bestimmten Augenblicken, in besonders augenfälligen, theatralischen Momenten des Lebens und Schaffens erkennt; weil es nichts von der ruhenden, abgeschiedenen, Lärm-fernen Größe, in der ein Riese einmal zu rasten sucht, weil er nichts von unausgesprochenen Seelenzuständen, nichts von den feinsten Herzens- und Gemütsregungen eines Deutschen ahnt. Aber um nun von den Briefen selbst zu sprechen: selbstredend sind sie fein. So „bedeutend“ wie irgend etwas, was dieser gewaltige deutsche Mensch gesagt und geschrieben hat. Dem Herrn Kritiker ist zu viel die Rede „von Gesundheit, Rotwein und Bistolen“, es fehle ganz „das Zustandende, Gemütmäßige, in dem Bismarcks Natur sich zu geben pflegte.“ Ja, das ist so die Emil Ludwigsche (Cohnsche) Weisheit und Geistesrichtigkeit! Der Kritiker gibt zwar gnädig zu, zwei Briefe, in denen der Rückzug von den Dingen, den das Alter der menschlichen Empfindung auferlegt, zur Sprache komme, seien „Dokumente“, fügt aber gleich hinzu, daß dies auch in Hauspantoffeln zur Sprache komme, in denen niemand groß sei. Genug des grausamen Spiels. Wie fein z. B. der Brief vom 1. August 1866 zum 14. Geburtstage Bills, in dem der Vater vom Nikolsburger Frieden in einer dem Jungen begreiflichen Weise erzählt: „Nach Wien kommen wir leider nicht, aus Gründen, die ich einstweilen Deinem politischen und militärischen Scharfsinn zu erraten überlasse. Am Sonntag wird der Landtag eröffnet. Da werden sie allerhand auszusehen haben, daß wir nicht sehr viele Länder noch, und des Kaisers Bart und den Mond uns im Frieden ausbedungen haben und ich werde der Sündenbock für alles sein. Melnetwegen; der Wind, der durch die Schwäherkehlen fährt, ist mir noch gleichgültiger als das Heulen desjenigen, der augenblicklich sich hier an meinem Fenster austobt . . .“ Natürlich war die Mutter als Mitleserin der frühen Briefe gedacht. Eine ganze Reihe ist rein politisch interessant, genannt sei nur der vom 5. Februar 1881. Das Moment des Humors, des Raabeschen Humors, das der Jude nicht kennt, weil ers nicht erleben kann, spielt dann natürlich auch eine Rolle in diesen intimen, aus behaglicher wie erregter Atmosphäre heraus abgefaßten Briefen des Fürsten. H. S. B.

Kürzere Mitteilungen

Eine Kulturtagung in Leipzig. Im Auftrag des Kulturausschusses der Demokratischen Partei beriefen Professor Walter Gaeß, Dr. Gertrud Bäumer und Abgeordneter Erlesenz zum 24. und 25. Februar einen „Deutschen Kulturtag“ nach Leipzig. Bei der Veranstaltung soll der erste Tag den Fragen „Demokratie, Religion und Kultur“ gelten, und diese Fragen sollen von Gertrud Bäumer, dem Marburger Theologen Professor Hermelink, dem Weimarer Schulrat Rützelius und dem Pfarrer Lic. Geibel (Alpoldsdorf) behandelt werden. Am zweiten Tage wird man „Die Not der geistigen Arbeit und die Bildungsfrage in Deutschland“ besprechen. Über die Erhaltung des produktiven Schaffens in Wissenschaft und Kunst referieren der Reichskunstwart Dr. Redtsch und Professor Dr. Gerland (Jena). Über den Nachwuchs für die geistige Arbeit redet der Berliner Professor Westphal und über „Die Krise der Bildungsschicht“ der badische Kultusminister Professor Holtzsch. Schließlich werden Dr. Hans Mühle (Frankfurt) und Dr. Julie Meyer (München) von der „geistigen Not der Jugend“ berichten. Man muß den Demokraten zugestehen, daß sie immer noch recht eifrig sind. Aber die Zeitentwicklung räumt mit den demokratischen Ideen von Tag zu Tag gründlicher auf — daran wird auch Fräulein Dr. Bäumer nichts ändern.